

REGIONALES MUSLIMISCHE GOTTESHÄUSER

16:45

Wenn Platz zum Beten nur in Höfen, Kellern und Garagen ist

Die Forderung einer Grünen-Politikerin nach mehr Moscheen spaltet Hamburg. Aber hat sie nicht recht? Moscheen in Tiefgaragen beschämen nicht nur Gläubige, sie sorgen auch für Skepsis bei den Nachbarn.



Foto: Pressebild.de/Bertold Fabricius

Gebetsraum der Masjid Al-Nour Moschee in Hamburg St. Georg. Die Moschee ist überfüllt, Gläubige beten auf der Einfahrt zur Tiefgarage

In zehn Minuten beginnt das Freitagsgebet am Kleinen Pulverteich in St. Georg, Männertrauben strömen auf die Tiefgarage zu. Eingezwängt zwischen Wohnhausgitter und Handyshop liegt der Eingang der [Al-Nour-Gemeinde](#), etwa 2500 Menschen beten hier in zwei Schichten, in einem unterirdischen, mit Teppich ausgepolsterten Teil einer Tiefgarage. Es ist stickig auf dem ehemaligen Parkdeck, zu viele Menschen und keine Fenster. An der Decke surren Dutzende Ventilatoren, in den Regalen an den Seiten stapeln sich Hunderte Schuhpaare. Ab und an sprüht ein Helfer Duftspray in den Eingangsbereich.

Das Gebäude und die Tiefgarage gehören der albanischen Gemeinde von nebenan, die Al-Nour-Gemeinde hat das Parkdeck nur gepachtet. Noch kurz bevor das Gebet beginnt, rauschen Autos am abgetrennten Parkdeck vorbei, hinunter in den öffentlichen Teil der Tiefgarage, die Benzinfahnen wabern dann in den Gebetsraum. Um 13.15 Uhr schließt ein Helfer die Garagentür, davor gedämpfte Stimmen, die nächste Schicht wartet schon. Die Gemeinde ist vielfältig, hier beten Iraker neben Schwarzafrikanern, etwa ein Drittel sind Flüchtlinge. Wenn die Männer die Stirn zur Lobpreisung auf den Boden senken, stoßen sie fast an ihren Vordermann an. Daniel Abdin, der Vorsitzende der Gemeinde, seufzt: "Und dabei gibt es in Hamburg sogar noch schlimmere

Zustände als hier."

Forderung nach Stadtteilmoscheen löst Sturm der Kritik aus

In Hamburg leben etwa 150.000 Muslime, so genau weiß das keiner, denn Glauben ist Privatsache und eine Metropole verändert sich ständig, aktuell vor allem durch den Zuzug von Geflüchteten. Was man weiß: Sie haben zu wenig Platz. In Hamburg gibt es nach Angaben der Heinrich-Böll-Stiftung nur 50 Moscheen und Gebetsräume. Und die liegen häufig an absurden Orten, versteckt in Tiefgaragen, in geduckten Hinterhoflagern, fast vergessen an den Rändern der Industriegebiete.



Foto: pa/dpa

Stefanie von Berg wurde für ihre Forderung nach Stadtteilmoscheen in Hamburg wüst beschimpft

Nur die blaue Moschee an der Alster gilt als "echtes" Gotteshaus. Transparente Orte der Begegnung sind es selten, "würdelos" nennen viele Gläubige die Provisorien. Vielleicht hat Stefanie von Berg auch deshalb am Donnerstag vor einer Woche diesen einen Satz gesagt: ["Wir brauchen Stadtteilmoscheen überall."](#)

Danach bricht ein [veritabler Sturm](#) über die Grünen-Abgeordnete herein, in den sozialen Netzwerken wird sie wüst beschimpft. Moscheen in jedem der 104 Stadtteile? Von Berg fühlt sich falsch zitiert und spricht nun lieber von einem Bedarf an neun neuen Moscheen. Sechs davon als Ersatz für bestehende, aber provisorische Gebetshäuser, drei davon ganz neu. Es ist eine Art staatliche Moschee-Entwicklungshilfe, die von Berg da entwirft.

Gläubige beten auf Höfen, in Kellern und Vorgärten

Eine Studie von 2013 gibt ihr allerdings Recht. Darin hatte der Architekt Joachim Reinig 42 islamische Gotteshäuser in Hamburg untersucht und konstatiert: So gut wie keine Moschee könnte all ihre Gläubigen zum Freitagsgebet in ihren Räumlichkeiten aufnehmen, die Räume seien "mehrfach" überbelegt, Gläubige beteten auch auf Höfen, in Kellern und Vorgärten.

Gibt es einen Ausweg? An manchen Stellen bewegt sich schon etwas, in der "Neuen Mitte Wilhelmsburg" laufen die Verhandlungen über ein großes Gotteshaus, die evangelische [Kapernaum-Kirche in Horn](#) wird seit Jahren zu einer Moschee umgebaut. Für Muslime wäre es ein Ausbruch aus den Industriebrachen, ein Schritt hinein in die Gesellschaft, für Heimatbewahrer sind mehr Minarette im Stadtbild nur ein weiteres Zeichen des kulturellen Verfalls. Und die Stadtgesellschaft, die ringt noch mit sich.



Foto: Pressebild.de/Bertold Fabricius

Der Eingang zu Masjid Al-Nour Moschee in Hamburg St. Georg. Viele Muslime schämen sich für die wenig repräsentativen Gebäude und fragen sich: Wie kann ich stolz auf meine Gemeinde sein, wenn sich diese in einer Tiefgarage verbirgt?

"Diese Geste zeigte uns, dass wir ein Teil der Stadt sind"

Die blaue Moschee an der Alster dürfte Stefanie von Berg nicht im Kopf gehabt haben, als sie von "absurden Orten" sprach, an denen sich Muslime treffen. Dieser Ort scheint vielmehr so, als sei er einem orientalischen Traum entsprungen, aus "1001 Nacht". Allein der Gebetssteppich misst 200 Quadratmeter und wiegt eine Tonne. 23 Knüpferrinnen benötigten drei Jahre, um die 80 Millionen Knoten zu vervollständigen – damals ein Weltrekord.

Die Predigt wird in vier Sprachen übersetzt. Und durch das Milchglas in der Kuppel fällt so viel Tageslicht ein, dass der prunkvolle Kronleuchter ausgeschaltet bleiben kann. Für die 350 Gläubigen, die hier wie an diesem Freitag Europas höchstem schiitischen Geistlichen, Ayatollah Dr. Rez Ramezani, zuhören, muss das, nun ja, wie der Himmel auf Erden sein. Für all die anderen, die Touristen und Besuchergruppen, etwa 100.000 Menschen im Jahr, ist die Imam-Ali-Moschee eine Sehenswürdigkeit, ein aufregender Ort.

"Die Menschen", sagt Jafar Elsner, "kommen vor allem wegen der Schönheit des Ortes und des Gebäudes herein, weil beides einladend ist." Und wer hereinkommt, redet – und wer redet, baut Vorurteile ab. Elsner, 30 Jahre alt, führt täglich mehrere Gruppen durch "seine" Moschee, die bis 1965 erbaut und vor drei Jahren unter Denkmalschutz gesetzt wurde. "Diese Geste zeigte uns, dass wir ein Teil der Stadt sind", sagt Elsner. Mehr wollen er und seine Glaubensbrüder ja gar nicht, nur Teil der Gesellschaft sein.



Blaue Moschee, hier eine Aufnahme vom Tag der offenen Tür, steht an der Alster

Versteckte Räume lösen Scham aus – machen skeptisch

In der Debatte geht es nämlich nicht nur um fehlende Räume, es geht auch um Kränkungen, Vorbehalte und Träume. Die Gemeinden sind mehr als nur das Freitagsgebet, sie sind Fixpunkte gesellschaftlichen Lebens, dort findet Kinder- und Jugendarbeit statt, Feste und Veranstaltungen. Viele Muslime schämen sich für die wenig repräsentativen Gebäude und fragen sich: Wie kann ich stolz auf meine Gemeinde sein, wenn sich diese in einer Tiefgarage verbirgt?

Gleichzeitig liegen viele Räume so versteckt, dass sie wie eine abgeschlossene Welt wirken, nicht wie Orte, in denen Integration gelingen kann, in denen sich die Nachbarschaft begegnet. Nur ein Bruchteil der Moscheen steht im Fokus der Sicherheitsdienste. Und trotzdem verfestigt sich bei der Mehrheitsgesellschaft manchmal ein Unbehagen. Was dort wohl passiert, in den Hinterhöfen und Kellern?

Jafar Elsner begrüßt daher den Vorstoß der Grünen-Politikerin von Berg. Er ruft die Stadt dazu auf, auch Plätze für die muslimischen Gemeinden freizuhalten, die nicht in einem Industriegebiet liegen. "Für die Integration des Islams in Hamburg wäre das die beste Lösung", sagt der Konvertit, fügt aber hinzu: "Man muss immer ein Mittelmaß finden, der sich am tatsächlichen Bedarf in den Stadtteilen orientiert und der die Leute nicht wegen seiner Größe erschlägt." Schließlich, sagt er, leben wir hier ja nicht in einem muslimischen Land.

Woran Moscheebau scheitern kann

Doch manchmal führt selbst politischer Wille nicht zwangsläufig zu mehr Moscheen. Die Suche nach einem geeigneten Ort für ein neues Gotteshaus zieht sich oft über Jahre, Gemeinden besichtigen ehemalige Fabrikhallen und Baumärkte, durchforsten Immobilienportale nach entsprechenden Angeboten – und scheitern immer wieder. Mal ist die Anbindung an den Nahverkehr mangelhaft, mal fehlen Parkplätze, anderswo darf ein Gebäude nicht einfach "umgenutzt" und in eine Moschee verwandelt werden. Und dann ist da noch die Sache mit dem Geld.

Als Daniel Abdin 2012 nach acht Jahren Suche eine neue Heimat für seine Al-Nour Moschee fand, brachen viele Mitglieder seiner Gemeinde vor Freude in Tränen aus. Die frühere evangelische Kapernaum-Kirche in Horn soll die neue Heimat werden, eine offene Begegnungsstätte mitten im Viertel statt einer verhuschten Tiefgarage. Moscheen finanzieren sich allein durch Spenden und innerhalb eines Monats hatte Abdin den Kaufpreis von 1,5 Millionen Euro eingeworben, allein das Land Kuwait half mit einer großzügigen Gabe von 1,1 Millionen Euro.

Doch die Freude ist zwischenzeitlich Ernüchterung gewichen. Der Umbau des alten Gebäudes wird teurer und teurer und der Gemeinde geht das Geld aus, wie es immer wieder passiert. Die Eröffnung: auf unbestimmte Zeit verschoben. Für die Frage, ob und wann weitere Gebetshäuser errichtet werden, sollte dies im besten Fall nicht gelten. "Der Islam wird wachsen", sagt Jafar Elsner, "so oder so", das zeige die Statistik. Allein um Architektur, um hohe Minarette oder prunkvolle Gebäude, gehe es ihnen dabei nicht. Es gibt eben sehr viel Spielraum zwischen einer Tiefgarage und einer glitzernden Prachtmoschee.

